

# Die Hürden des Autobiographen

Autor(en): **Lienhard, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1965)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337723>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lagen. Im Zeitalter des Fernsehens muß die Arbeitsschule immer mehr durchdringen, wo der Schüler an selbständiges Arbeiten gewöhnt wird. Für das passive Aufnehmen bietet das Fernsehen genug. Ich vermute, daß ich mich auch da wiederum mit Hansueli Wintsch finde, und das freut mich sehr.

**DR. RICHARD LIENHARD**

## **Die Hürden des Autobiographen**

*Zu Walther Bringolfs Autobiographie*

In der letzten Nummer unseres Blattes erschien aus der Feder von Markus Schelker die Besprechung von Walther *Bringolfs* Autobiographie «Mein Leben». Obwohl sich Markus Schelker sehr positiv über das Werk äußert, kommt er um einige kritische Feststellungen nicht herum. Einer seiner Einwände lautet etwa so: Man spüre zuweilen deutlich, daß die Lebenserinnerungen von Walther Bringolf neben einem überreichen Arbeitspensum geschrieben worden seien. Es hätte sich für die Autobiographie positiv ausgewirkt, wenn der Verfasser die Stunde des Ruhestandes abgewartet hätte.

Dieser Einwand, mit dem Markus Schelker keineswegs allein steht, mag etwas für sich haben. Dagegen spricht aber der Umstand, daß sich hier wohl kaum eine Gesetzmäßigkeit aufstellen läßt. In welchem Zeitpunkt eine Selbstbiographie verfaßt werden soll, hängt zu sehr von der Persönlichkeit des Autors ab. Markus Schelker bemerkt ja auch am Anfang der Buchbesprechung zutreffend, es sei bezeichnend für das Temperament von Walther Bringolf, daß er mit der Niederschrift seiner Memoiren nicht bis zu seiner «Pensionierung» zugewartet habe. Es läßt sich in diesem Zusammenhang fragen, ob die Muße des Ruhestandes für jedermann die günstigste Voraussetzung für eine schöpferische Leistung darstellt. Es entspricht einer bekannten Erfahrungstatsache, daß sich viele Menschen zu einer Leistung gerade dann besonders befähigt fühlen, wenn sie, mitten im Leben stehend, den mannigfachen Antrieb der beruflichen Arbeit verspüren und sich so noch im Schwung befinden. Der kluge Edgar Schumacher hat einmal geäußert, er pflege sich, wenn er eine Arbeit zu vergeben habe, stets an jene zu wenden, die bereits mit Arbeit überlastet seien.

Öfters ist auch – vor allem unter Parteifreunden – der Einwand zu hören, Walther Bringolf habe in seiner Autobiographie «Mein Leben» seine Persönlichkeit zu sehr ins Licht gestellt. Demgegenüber ist aber folgendes zu bedenken: Aufgabe des Autobiographen ist es, zuzusehen, daß seine Darstellung als Ausdruck seines eigenen Erlebens verstanden wird. Darin liegt gerade die Würze der Autobiographie. Der Verfasser ist somit gezwungen, seine Person in den Vordergrund zu schieben. Hier erhebt sich denn auch eine der größten

Hürden für jeden, der sich berufen fühlt, eine Selbstbiographie zu schreiben. So sah zum Beispiel M. J. Bonn, der Verfasser des glänzenden Werkes «So macht man Geschichte», die Gefahr voraus, er könnte sich bei der Abfassung der Selbstbiographie in sein eigenes Sein verlieben mit der Folge, daß das, was nur Spiegel sein sollte, dem Bilde gleichgesetzt würde. Es bedurfte des nachdrücklichen Appells von Upton Sinclair, bis M. J. Bonn sich zur Abfassung seiner «Bilanz eines Lebens» entschloß.

Wenn somit Walther Bringolf in seinem Werk «Mein Leben» seine Person etwas ungeniert herausgestellt hat, so kann ihm daraus grundsätzlich kein Vorwurf gemacht werden. Ludwig Marcuse geht in seiner kürzlich erschienenen, sehr lesenswerten Selbstbiographie «Mein 20. Jahrhundert» sogar noch einen Schritt weiter, indem er die Auffassung vertritt, der Verfasser seiner Lebenserinnerungen müßte eigentlich auch die «soziale Geschichte seines Fleisches» aufschreiben: seine Wirkung mit zehn, zwanzig, dreißig, vierzig . . . auf Männer, Frauen und Kinder, auf Aristokraten, Bürger und Dienstmädchen. Er hält dafür, daß ohne diese Geschichte ein Leben nicht zulänglich geschildert sei, und er bedauert es, den Mut nicht gefunden zu haben, in der Gesellschaft von sorgfältig Bekleideten splinternackt zu erscheinen.

Eine weitere Hürde stellt sich dem Autor einer Selbstbiographie: gerade, weil es sich bei seiner Darstellung um Erinnerungen und persönliche Erlebnisse handelt, läßt sich fragen, wieweit sie durchweg als wahrheitsgetreu gelten kann. Marcuse ist der Auffassung, daß eine Autobiographie in der Regel als ein Stück «Dichtung und Wahrheit» charakterisiert werden müsse. Walther Bringolf erhebt denn auch in seinem Vorwort nicht den Anspruch, seine Lebenserinnerungen seien – objektiv gesehen – in jeder Hinsicht wahrheitsgetreu. Er erblickt in ihnen einen Beitrag an unsere Zeit: «Mehr als ein Beitrag aber können diese Erinnerungen nicht sein. Die sorgfältige und gründliche Verarbeitung der Dokumentation ist Sache seriöser Historiker. Dazu bekenne ich mich, obwohl ich die Historiker nicht unter allen Umständen von jeder subjektiven Geschichtsbetrachtung freispreche.»

Der Grund, weshalb ein Autobiograph nicht überall wahrheitsgetreu sein kann, liegt nicht zuletzt in der Tatsache begründet, daß der Verfasser zuviel auf die Mitwelt Rücksicht nehmen muß. Das Gesetz vom ewigen Zwist zwischen Menschlichkeit und Wahrhaftigkeit hat Marcuse in seiner Selbstbiographie zutreffend angedeutet. Selbst er, der stets zu Seitenhieben aufgelegt ist und bis heute mit Zivilcourage den Kampf gegen die Lebenslüge führte, ließ sich «von Freundlichen beeinflussen, unfreundliche Erkenntnisse zu unterdrücken». Viel Freund, viel Gebundenheit. So muß der Autobiograph oft schweigen, um nicht zu verletzen. Auf diese Weise kommt ein Bild zustande, das nicht mehr ganz wahrheitsgetreu ist. Vielleicht hat es Walther Bringolf gerade aus Gründen der Konsequenz unterlassen, die Namen gewisser Partei-

freunde zu erwähnen; denn die Argumentation von Marcuse ist nicht von der Hand zu weisen: «Wer über A und B spricht, über A offen und über B die Flecken abdeckend, tut A unrecht, ist ungerecht.»

Ob dies ein genügender Trost für alle jene ist, die in Walther Bringolfs Memoiren nicht oder nur beiläufig zitiert werden? Wie er unlängst anlässlich eines von der Kreispartei Zürich 3 organisierten Vortragsabends vor einer schmunzelnden Zuhörerschaft bemerkte, wird er immer etwa gefragt: «Warum hast du dieses oder jenes weggelassen?» Mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit pflegt er jeweils den etwas enttäuschten Fragestellern zu antworten: «Das sind schließlich *meine* Memoiren. Wenn jemand glaubt, er sei darin zu kurz gekommen, so möge er selbst seine Lebenserinnerungen schreiben.» Damit ist aber die Frage noch nicht beantwortet: Kann jeder eine Autobiographie schreiben? Hier richtet sich vor manchem Meister des geschriebenen Wortes eine fast unüberwindliche Hürde auf. Auch in dieser Hinsicht hat der geistreiche Marcuse das Kriterium überzeugend umschrieben: «Man muß einen großen gesellschaftlichen Kredit haben, bevor einem ein Ich zugebilligt wird; man muß oft photographiert worden sein. Ein Kleinerer darf nur eine Biographie schreiben, zum Beispiel über den Weltgeist und das Universum; denn das sind allgemein anerkannte Helden. Aber auch der Bestkreditierte hat noch allen Grund, sein Ich nicht zu zeigen. Auch der Angesehenste darf dem Zensor nicht ins Gehege kommen; der ist gerade dort, wo es keinen greifbaren mehr gibt, der unsichtbarste und deshalb gefährlichste Gewalthaber. Außerdem sind unsere Tabus nicht kodifiziert; so ist man sich in der Regel wenig bewußt, was man verheimlicht. Der Gestaltwandel des Zensors ist eine noch nicht geschriebene aufregende Geschichte. Heute sieht er aus wie der jüngste Gott: unbegreiflich, anonym.»

Angesichts der mannigfachen Hürden, die der Autobiograph zu überwinden hat, muß man sich zweifelnd fragen: Lohnt sich überhaupt noch ein autobiographisches Unterfangen? Ich möchte diese Frage bejahen. Es wäre verfehlt, eine Autobiographie einfach als Ausdruck von Unbescheidenheit zu bezeichnen. Indem ein Mann es wagt, seine Lebenserinnerungen aufzuschreiben, ist er gezwungen, sich zu sich selbst zu bekennen. Dies ist an sich schon ein Positivum in einer Zeit, da der Mangel an Zivilcourage eine Modekrankheit darstellt. Offensichtlich ist aber der unschätzbare Vorteil für die Mitwelt, wie ihn Friedrich Hebbel in seinen «Tagebüchern» auf eindruckliche und für alle Zeiten gültige Weise umschrieben hat:

«Ich halte es für die größte Pflicht eines Menschen, der überhaupt schreibt, daß er Materialien zu seiner Biographie liefere. Hat er keine geistigen Entdeckungen gemacht und keine fremden Länder erobert, so hat er doch gewiß auf mannigfachste Weise geirrt, und seine Irrtümer sind der Menschheit ebenso wichtig wie des größten Mannes Wahrheiten.»